

Andreas F. ((72 J.)

27.2.2021

Der 13. August 1961 und ich

Am 13. August 1961 war ich dreizehn Jahre jung, naiv und im Urlaub. In der Schweiz, in die es meinen Vater berufsbedingt verschlagen hatte. St. Moritz, dieser Nobel-Kurort im Oberengadin, gehörte mir, sechs lange Wochen. Tagsüber bin ich entweder wandern oder Minigolf-Spielen gegangen oder ich habe den Reichen und Schönen beim Polospielen zugesehen. Die galoppierenden Pferde und die phantastische Landschaft zwischen dem St. Moritz-See und dem Piz Rosatsch haben mich stark beeindruckt.

Doch dann wurden an eben jenem Sonntag, dem 13. August 1961, die Gesichter der Erwachsenen plötzlich ganz ernst. Die Schweizer Tageszeitungen brachten es am Folgetag in dicken Lettern:

„Ulbricht macht die Zonengrenze dicht!“

Das verstand ich nicht. Es tangierte mich auch nicht. Eben noch war ich mit meinem großen Bruder über den Zürich-See gesegelt. Abends kostete ich das erste Mal in meinem Leben „Poulet“ und einen zaghaften Schluck Rotwein. Doch dann hieß es Tage später:

„Wir fahren nicht zurück nach Dresden, wir bleiben hier!“

Nein, nicht in der Schweiz, die hatte zu strenge Ausländergesetze und eine noch strengere Fremdenpolizei. Also ging es Ende August zu meinem Onkel ins Sauerland. Der besaß in Listernohl Krs. Olpe ein geräumiges Pfarrhaus. In dessen Dachetage gab es genügend Platz für eine siebenköpfige Flüchtlingsfamilie aus dem Osten. Das hat uns vor Marienfelde bzw. Gießen bewahrt.

An ein allabendliches Ritual kann ich mich lebhaft erinnern. Die ganze Familie versammelte sich vor dem schwarz-weiß-Fernseher und schaute „Westen“, am liebsten die Werbung im ZDF mit den niedlichen Mainzel-Männchen. Das hat mich begeistert. Seitdem weiß ich auch, wie flink ein HB-Männchen über den Bildschirm hüpfen und dass nur „Jacobs-Kaffee“ müde Straßenbahnfahrer wieder munter machen kann.

Doch unser Familienalltag verlief weniger werbewirksam:

Meine großen Brüder gingen arbeiten, meine 16-jährige Schwester verdingte sich als Hilfspflegekraft im Krankenhaus, mein jüngster Bruder besuchte ab sofort die hiesige einklassige Volksschule, und ich, ich musste im nahegelegenen Attendorn ins Katholische Jungen-Gymnasium, in die Quinta. Dort wurde, urplötzlich für mich, Latein und Religion unterrichtet. *Katholische* Religion. Da war ich als Evangelischer krasser Außenseiter. An meinem zweiten Schultag, ich hatte mich gerade in meiner neuen Klasse eingelebt, wurde die Tür zum Klassenraum aufgerissen. Der von uns gefürchtete „Direx“ stand auf der Schwelle und fixierte mich böse an: „Flämig, Du bist e v a n g e l i s c h?!“ Das kam mir wie ein Schimpfwort vor. „Dann gehörst du nicht in diese Klasse! Du musst in die Parallelklasse wechseln!“ Mein Onkel wusste das zum Glück zu verhindern. Aber ich durfte nicht am wöchentlichen Schul-Gottesdienst teilnehmen, der war nur den „Rechtgläubigen“ vorbehalten. Und Studienrat Rhöske zwirbelte uns in seinem Mathematikunterricht an den Schläfenhaaren, wenn wir falsche Antworten parat hatten. Das tat weh, sehr weh, vor allem

in der Seele. Auch der Biologielehrer kannte kein Erbarmen. Mit dem Zeigestock schlug er auf ungehorsame Finger. Das verstärkte immens mein Heimweh nach Sachsen. Dort wurde nicht geschlagen, dort wurde gesungen:

„Hell scheint die Sonne und leicht ist unser Schritt, froh ist der Schlag unsrer Herzen!“

Dahin wollte ich zurück, lieber heute als morgen. Meine Mutter auch. Sie litt schrecklich unter dem Plastgeschirr und der Stagnation. Keiner ihrer Söhne studierte mehr, und der Ehemann war weit weg von der Familie und kümmerte sich um nichts. Von Dresden winkte unsere herrlich geräumige Gründerzeitvilla mit Meißner Porzellan herüber. Auch die meisten Verwandten warteten dort auf uns. Was sollten wir in der sauerländischen Fremde?

Wer konnte damals ahnen, dass die Zonengrenze dichthalten würde, fast drei Jahrzehnte lang?

Anfang November 1961 kannte meine Mutter kein Halten mehr. Es ging zurück, mit 13 Gepäckstücken (Ich weiß das noch!) und siebenmaligem Umsteigen über Finnentrop, Minden etc. Dann endlich saßen wir in einem menschenleeren Interzonenzug, ohne gültige Reisepapiere. Am Grenzkontrollpunkt Wartha wurden wir zur „Sensation“: Mutter mit drei kleinen Kindern kehrt zurück! Die Grenzer drückten vor Verwunderung ihre Nasen am Abteiffenster platt. Stunden später lag ich in meinem unbezogenen Dresdner Kinderbett und war selig.

Tags darauf waren wir Stadtgespräch, zumindest in Blasewitz. Und ich durfte in meine angestammte 7. Klasse zurückkehren. Fleißig schrieb ich die versäumten Mitschriften in „ESP“ („Einführung in die sozialistische Produktion“) und „UTP“ („Unterrichtstag in der Produktion“) nach und fand ganz schnell wieder Anschluss. Und endlich, endlich, durfte ich mir das heißersehnte blaue Halstuch umbinden. Ich war (wieder) dabei!

„Mein Schmuck ist mein Halstuch, das blaue, schaut her!“

Wenn ich damals gewusst hätte, dass mir als behütetem evangelischen Kantorensohn eines Tages die 2. Strophe der „Internationale“ gar schmerzhaft auf die Füße fallen würde, hätte ich vielleicht im Spätsommer 1961 mein Heimweh kleiner gehalten. Denn ein paar Jahre später wollte ich in der DDR, dem einzigen Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden, Musik- und Deutschlehrer werden. Doch da stand plötzlich ein gar garstiges Lied im Raum:

„Es rettet uns kein höh’res Wesen, kein Gott, kein Kaiser noch Tribun“.

Da stand ich nun, ich armer Tor...

Hätte ich 1961 besser im Westen bleiben sollen? Doch da war ich noch zu jung und zudem ziemlich naiv.

Sei es, wie es sei. Ein Pädagogik-Studium verschlug mich zunächst nach Berlin und dann kam ich als frisch examinierter Absolvent 1971 nach Potsdam.

Fast drei Jahrzehnte später nach dem Mauerbau, am 9. November 1989, ist mir der Mund vor Staunen offengeblieben. Zwei Tage später saß ich, gemeinsam mit meiner Familie, in meinem „Trabbi“, im Stau zwischen Magdeburg und Helmstedt fest. Fast zwölf phantastische Stunden lang.

Jetzt sitze ich im „Renault“, dem dritten in Folge. Die „Internationale“ muss ich schon lange nicht mehr singen, und deren 2. Strophe ist längst vergessen. Meine Kinder und meine Schüler müssen weder ein blaues, noch irgendein anderes Halstuch umbinden. Auch singen müssen sie nicht. Sie *dürfen* es, wenn sie wollen.

Und sie wollen.

Das macht mich froh. Für sie hat es nie einen 13. August gegeben. Wird es auch nicht.

Andreas Flämig

11. August 2011, noch einmal bearbeitet am 27. Februar 2021